

Liebe Gemeinde!

In einer Schulklasse werden Hausaufsätze zurückgegeben, und der Lehrer gibt jedem Schüler eine kurze persönliche Einschätzung. Zu einem sagt er: „Deine Rechtschreibung lässt sehr zu wünschen übrig. Du solltest öfter einmal im Lehrbuch nachschauen, wenn du im Zweifel bist.“ Darauf antwortet der Schüler: „Ich bin mir nie im Zweifel.“

Solche Leute gibt es:

- die nie auf die Idee kommen, sich selber in Frage zu stellen;
- die immer sicher sind, genau Bescheid zu wissen und das Richtige zu tun;
- die nie die Notwendigkeit sehen, ihren Standpunkt auch nur zu überprüfen;
- die man in ihrer Selbstsicherheit nicht einmal dann erschüttern kann, wenn man ihnen beweist, dass sie sich geirrt haben.

Wenn es dabei nur um die Rechtschreibung geht, dann ist es halt peinlich und man muss die schlechte Zensur einstecken. Aber wenn es um menschliches Miteinander geht, können es einem solche Leute echt schwer machen. „Ich weiß schon, was ich zu tun und zu lassen habe“, sagen sie, „halt du dich da raus.“ Und dann ziehen sie ihre Sache gnadenlos durch – ohne Rücksicht darauf, wem sie auf die Füße treten. Sie sind ja schließlich im Recht.

Natürlich hat es auch etwas für sich, wenn man seiner Sache sicher ist und wenn man nicht bei jeder Entscheidung zwanzig Ratschläge einholt und dann doch nicht weiß, was man tun soll. Wir brauchen Grundüberzeugungen und Werte, um einigermaßen klar zu sehen für unser Leben. Schlimm wird es nur, wenn solche nützlichen Grundüberzeugungen zu penetranter Rechthaberei und Sturheit führen. Wer immer recht hat, braucht keinen Lehrer. Wer nie an sich selber zweifelt, hat keine Chance, etwas zu lernen und zu verändern.

Zur Zeit von Jesus waren es die Pharisäer im Allgemeinen und Simon im Besonderen, die mit dieser Gefahr zu tun hatten. Sie wollten sicher sein, vor Gott alles richtig zu machen. Sie waren mit der Heiligen

Schrift vertraut und konnten viele Passagen auswendig. Sie kannten die Gesetze bis in die letzten Einzelheiten hinein und bemühten sich, alles genauestens zu befolgen. Das ging so weit, dass sie sogar von den Gewürzen, die sie zu Hause verwendeten, zum Beispiel Minze und Kümmel, den zehnten Teil abwogen, um ihn zu spenden. Ihre Gesetzestreue entartete in Kleinlichkeit. Sie wollten alles richtig machen - und haben gerade damit alles falsch gemacht.

Die Pharisäer hatten Recht, aber Gott will, dass wir liebhaben. Um diesen Unterschied zwischen Rechthaben und Liebhaben geht es in der Geschichte von Jesus und der Sünderin.

Der Pharisäer Simon tut in dieser Geschichte ohne Zweifel das, was die religiöse Pflicht ihm vorschreibt. Er verhält sich korrekt, indem er Jesus, dem durchreisenden Rabbi, eine Mahlzeit in seinem Haus anbietet. Er redet Jesus respektvoll mit dem Titel „Meister“ an. Das zeigt: Er bemüht sich um Höflichkeit. Er weiß, was sich gehört. Und das ist schon viel.

Ich wünschte, es gäbe mehr Menschen, die mit Leidenschaft tun, was sich für einen Christen gehört: ein geordnetes Leben führen, die klaren Maßstäbe haben, die ihren Kindern Gebete beibringen, die regelmäßig zum Gottesdienst gehen und sich einigermaßen in der Bibel auskennen. Noch einmal: Das ist viel. Das ist kostbar.

Es gibt genug Leute, die nicht wissen, was sich gehört und denen die einfachsten Regeln des Anstands abhandeln gekommen sind. Höflichkeit und Korrektheit sind in jedem Fall besser als unüberlegtes Lospoltern.

Simon verhält sich höflich und korrekt, aber man wird das Gefühl nicht los, dass es bei dieser Szene ausgesprochen steif und unterkühlt zugeht. Wer weiß, ob überhaupt ein Gespräch in Gang gekommen wäre, wenn die Frau nicht den Raum betreten hätte. Es besteht eine deutliche Distanz zwischen Jesus und Simon, die durch korrektes Verhalten allein nicht zu überbrücken ist.

Woher kommt das? Simon hat sich nichts zuschulden kommen lassen. Er hat keinen Grund, an sich selbst zu zweifeln. Er braucht Jesus eigentlich nicht. Es genügt ihm, Jesus einmal kennengelernt zu haben. Mehr muss nicht sein. Näher als bis an seinen Tisch soll ihm Jesus bitte nicht kommen.

Simon wollte alles richtig machen. Aber den Satz: „Dein Glaube hat dir geholfen“ hat Jesus nicht zu dem korrekten Simon gesagt, sondern zu der ganz und gar verrufenen Frau, die plötzlich in Simons Haus auftaucht, ohne einen Termin vereinbart zu haben. Jesus hat trotzdem Zeit für sie, und er sagt zu ihr - der stadtbekanntem Sünderin: „Dein Glaube hat dir geholfen.“

Was also ist der Unterschied zwischen dem Glauben Simons und dem Glauben dieser Frau? Simon hatte Recht, die Frau hatte lieb. „Sie hat viel Liebe erwiesen“, sagt Jesus ausdrücklich über sie. Dass sie mit der Art, wie sie lebte, nicht Recht hatte, war für Jesus natürlich vollkommen klar. Aber sie wollte sich ändern, und Simon wollte so bleiben, wie er war. Das ist der Unterschied.

Die meisten Ausleger dieses Textes nehmen an, dass es sich bei dieser Frau um eine Prostituierte handelt. Sogar in manchen Bibelübersetzungen wird dieser Ausdruck verwendet. Aber das steht im Urtext nicht da – und das ist gut so. Wir würden sonst wahrscheinlich damit anfangen, uns mit ihr zu vergleichen – und zu dem Ergebnis kommen, dass wir unser Leben wesentlich besser im Griff haben als sie. Und dann ist der Schritt zum Pharisäertum nicht mehr weit. Nein, sie ist eine Sünderin – also ein Mensch wie jeder andere, ein Mensch wie Du und ich – nicht besser und nicht schlechter als jeder von uns. Welche Verfehlungen in einzelnen sie sich zuschulden kommen ließ, wissen wir nicht – und das spielt auch keine Rolle.

Klar ist nur, dass sie beobachtet wurde und dass ihr zweifelhafter Lebenswandel nicht unbemerkt blieb. Pharisäer sind offenbar besonders gut im Beobachten. Simon weiß alles über sie, und deshalb hat er kein Verständnis dafür, dass Jesus sie so nahe an sich heranlässt. Simon achtet auf Abstand - Jesus schenkt Nähe.

Er konnte sich selbst in Verruf bringen dadurch, dass er sich von dieser Frau berühren ließ. Aber Liebe fragt nicht danach, was andere vielleicht denken könnten. Zwischen Jesus und der Sünderin gibt es keine unterkühlte Distanz, sondern reine Liebe.

Und in diesem Raum der persönlichen Nähe haben auch die Tränen ihren Platz, die Tränen der Reue über all das, was vorgefallen ist in ihrem zerbrochenen Leben. Wer mit der Reue über seine Schuld zu Jesus kommt, braucht sich nicht zu schämen. Denn er geht einen mutigeren Glaubensschritt als der, der gar nicht auf die Idee kommt, an sich selbst zu zweifeln und mal in Gottes Lehrbuch nachzuschauen, ob es nicht etwas zu korrigieren gibt. Die Frau erweist Jesus ihre Liebe, und zugleich erfährt sie seine Liebe, als er sich ihr zuwendet und ihr die Vergebung zuspricht. Sie kann ihr Leben ändern. Sie kann neu anfangen.

Für Simon muss diese Szene schwer erträglich gewesen sein. Was da ablief, war in seinen Augen nicht korrekt. Er wird es bereut haben, dass er Jesus überhaupt eingeladen hat, zumal er ja auch kein richtiger Prophet zu sein scheint.

Und dann muss er sich auch noch das Gleichnis von den beiden Schuldnern anhören, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Das Weltbild, in dem er groß geworden ist, gerät ins Wanken. Der Schuldner, dem viel erlassen wird, ist dankbarer als der, dem wenig erlassen wird. Das ist logisch.

Und Simon weiß sofort, was gemeint ist. Er fragt sich: Sollten die paar Tränen dieser Frau (wer weiß, ob sie echt waren) in Gottes Sicht tatsächlich mehr wert sein als meine jahrzehntelange Korrektheit nach den Regeln der Pharisäer? Simon sagt bezeichnenderweise kein einziges Wort mehr, nachdem er verstanden hat, wie der Vergleich zwischen ihm und dieser Frau vor Gott ausfallen muss. Aber es lässt sich vermuten, was er gedacht hat - wahrscheinlich das Gleiche, was wir auch denken. Nämlich: Muss man wirklich erst so tief sinken wie diese Sünderin, um bei Gott gut angesehen zu sein? Zählt es wirklich überhaupt nichts, wenn man sich ernsthaft bemüht, ein anständiger Mensch zu sein?

Natürlich möchte Gott nicht, dass ein Mensch sein Leben verpfuscht - dadurch, dass er auf die Gebote pfeift und sich nur noch treiben lässt. Natürlich wünscht sich Gott Menschen, die sein Wort ernst nehmen und ihm gehorsam sind. Aber möglicherweise wissen die, die ganz unten waren, die rettende Liebe von Jesus mehr zu schätzen als jene, bei denen immer alles relativ glatt gegangen ist.

Ich glaube, wir alle müssen erst an den Punkt kommen, wo wir an uns selbst nicht nur zweifeln, sondern verzweifeln. Solange wir nicht an diesem Punkt waren, werden wir uns wahrscheinlich mit Händen und Füßen gegen die Einsicht wehren, dass wir Jesus brauchen und dass wir ohne ihn verloren sind. So wie Simon.

Hatte Simon also überhaupt eine Chance? Natürlich hatte er sie. Er kannte das Gesetz Gottes aus dem FF. Hätte er nur einmal sein Leben aufrichtig darin gespiegelt, er hätte sofort entdeckt, dass auch er zu den Sündern gehört und auf Vergebung angewiesen ist. Er hätte sofort entdeckt, dass er mit seiner Art zu leben nicht Recht hat vor Gott, weil er Mitmenschen wie dieser Frau verachtete und ihnen die Liebe schuldig blieb.

Aber er ist diesen Schritt nicht gegangen. Er hat sich davor gefürchtet, sein Weltbild und sein Selbstbild zerbrechen zu sehen. Und deshalb hat ihm sein Glaube nicht geholfen.

Worin der Glaube besteht, der rettet, der uns wirklich hilft, im Leben und im Sterben, das lässt sich an der Sünderin ablesen. Er besteht darin, sich Jesus an den Hals zu werfen, sich an ihn zu klammern und ihn nicht mehr loszulassen; sich ihm auszuliefern mit Leib und Seele.

Wenn nun aber davon alles abhängt, müssen wir natürlich fragen: Wie kann dieser rettende Glaube in uns wachsen und lebendig bleiben? Ich versuche eine Antwort in fünf Punkten.

1. Rettender Glaube wächst aus der persönlichen Beziehung zu Jesus. Um eine persönliche Beziehung aufzubauen, muss man den anderen kennen. Man muss ein Bild von ihm haben. Jesus kennenlernen, das geht für uns vorzugsweise über die Heilige Schrift. Wir müssen uns die Zeit nehmen, uns in das Bild hinein zu vertiefen, das die Schrift von Jesus zeichnet. Zum Beispiel kann man das Lukasevangelium, aus dem diese Geschichte stammt, einmal im Ganzen durchlesen, und dann die Frage stellen: Kann ich diesem Jesus, der mir da seine Freundschaft anbietet, von ganzem Herzen vertrauen?

2. Rettender Glaube wächst nicht ohne die Beziehung zu einer Gemeinde. Das ist ein schwerer Anspruch, weil die Gemeinde ja auch ausschließlich aus Sündern besteht.

Aber auch die schwierigste Gemeinde gehört dem Herrn, und um seineswillen dürfen und können wir sie lieben. Für manche ist die Zeile im Glaubensbekenntnis „Ich glaube an die Heilige christliche

Kirche“ die schwerste von allen, und ich kenne sogar Christen, die an dieser Stelle den Mund halten, weil sie das nach vielen schlimmen Erfahrungen mit der Kirche nicht mehr mitvollziehen können.

Ich sage mir: mit mir muss Jesus ja auch Geduld haben. Und er hat sie. Dann will ich auch glauben, dass er sie mit seiner Kirche als ganzer hat. Und dann will ich die Gemeinde auch in Anspruch nehmen sozusagen als das Gewächshaus für meinen Glauben, als den Lern- und Erfahrungsort, wo mein schwacher Glaube Kraft gewinnt.

3. Der rettende Glaube braucht ein geordnetes Leben, um sich entwickeln zu können. Im Chaos erstickt er. Dazu gehört unter anderem das Ordnen der Zeit, zum Beispiel die Sonntagsheiligung, das Ordnen der Gewohnheiten, denn es gibt Gewohnheiten, die dem Glauben schaden, und das Ordnen der Beziehungen. „Geh hin im Frieden“, sagt Jesus zu der Frau am Schluss der Begegnung. Das heißt: Geh nicht dorthin, wo Unfrieden ist und wo du dich dem Unfrieden aussetzt.

4. Der rettende Glaube braucht den kritischen Blick auf mich selbst. Genau diesen Blick hatte Simon verlernt oder er hat ihn nie gehabt. Und so ist ihm auch nicht aufgefallen, welche Kälte von ihm ausgegangen ist. Er hat nicht gemerkt, wie abstoßend seine Rechthaberei gewirkt hat. Das ist gefährlich. Denn ohne selbstkritischen Blick verliert man erst seine Freunde, und schließlich verliert man auch seinen Glauben.

5. Der rettende Glaube braucht die Orientierung am Kreuz. Denn am Kreuz lässt Gott alle unsere Rechthaberei zerbrechen. Jesus wollte nicht Recht haben, er wollte liebhaben. Das sagt uns das Kreuz. Wäre es um das Recht gegangen, dann hätten auf dem Hügel Golgatha nur zwei Kreuze gestanden: die von den beiden Verbrechern, die zu Recht verurteilt wurden. Jesus starb nicht, um dem Recht zum Durchbruch zu verhelfen. Von Rechts wegen hätte jeder von uns das Gleiche verdient wie die beiden Verbrecher links und rechts. Jesus starb, um der Liebe zum Durchbruch zu verhelfen. Deshalb stand sein Kreuz in der Mitte – sein größter Liebesbeweis überhaupt. Der heilige Gott, der eigentlich in den Himmel gehört, geht in die Hölle, wo er nicht hingehört - damit ich hingehen kann in Frieden.

Vielleicht können diese fünf Punkte uns helfen, uns vorwärts zu tasten auf dem Weg des Glaubens. Wir werden dabei immer wieder stolpern und hinfallen. Aber das macht nichts, solange wir wieder aufstehen und mit Jesus neu anfangen.

Über meinem Schreibtisch hängt ein Plakat mit einem Text von Martin Luther, der mir hilft, wieder aufzustehen. Es ist so etwas wie sein persönliches Glaubensbekenntnis, und er greift dabei auf die Geschichte von der Sünderin zurück. Er schreibt:

„Mir ist es bisher wegen angeborener Bosheit und Schwachheit unmöglich gewesen, den Forderungen Gottes zu genügen.

Wenn ich nicht glauben dürfte, dass Gott mir um Christi willen dieses täglich beweinte Zurückbleiben vergibt, so wäre es aus mit mir. Ich müsste verzweifeln.

Aber das lass ich bleiben. Wie Judas an einen Baum mich hängen, das tu ich nicht. Ich hänge mich an den Hals oder Fuß Christi wie die Sünderin.

Auch wenn ich noch viel schlechter bin als sie – ich halte meinen Herrn fest.

Dann spricht er zum Vater: Dieses Anhängsel muss mit durch. Es hat zwar nichts gehalten und alle deine Gebote übertreten. Vater, aber er hängt sich an mich. Was soll's. Ich starb auch für ihn. Lass ihn durchschlupfen.

Das soll mein Glaube sein.“

Meiner auch.

Amen.

EG 289, 1-4